O Mutter gut.

Von Johanna Ambrosius.

„Nichts kommt dem Frühlingswinde gleich,
Er ist so sanft, so mild, so weich,"
So spricht man wohl und schlürft ihn ein
Und freut sich recht am Sonnenschein.
Und doch, ich weiß, was linder thut,
Wie Maienwind und Wasserfluth,
Was weicher noch denn Seidenband—
Es ist die liebe Mutterhand.

Flammt auf der helle Abendstern,
Wie hängt manch' Auge d'ran so gern
Und denkt wohl bei der Sterne Licht:
Nein, hell're Sonnen gibt es nicht.
Und doch, ich kenn' noch schön'ren Glanz,
Mit ewig klarem Sternenkranz,
Daraus ich immer Trost mir saug—
Es ist das liebe Mutterang'.

Wohl schließen auf der Lebensbahn
Sich Blumen deinem Herzen an,
Sie duften schön, blüh'n blau und roth,
Doch morgen sind sie welk und todt.
Nur eine Blume bleibt getreu,
Die spendet steten Duft auf's Neu,
Sie bleibt sich gleich in Lust und Schmerz:
Es ist das liebe Mutterherz.

O Mutterange, Mutterhand,
Wer deinen Segen erst erkannt,
Geht auf des Lebens schwankem Steg
Doch immerfort den rechten Weg.
Und sank die Sonn', die Glück dir schien,
Dann flüchte zu der Mutter hin,
Bist nimmer arm, nie ganz allein,
Nennst eine Mutter du noch dein.

Im Garten.

Novellette von H. Waldemar.

Es mag unfreundlich klingen, aber Thatsache ist es, daß meine Schwester in Wuth war, als sie von einem Diner, zu dem sie geladen gewesen, nach Hause kam. Sie fegte in das Zimmer wie ein Wirbelwind, Empörung leuchtete aus ihren herrlichen Augen und verrieth jede Bewegung ihrer königlichen Gestalt. Ihr zuzusehen, wie sie die langen Handschuhe von den Fingern zerrte und auf den nächsten Tisch warf, an dem sie vorüberkam, wie sie ihren Fächer folgen ließ und schließlich am Kamin stehen blieb mit der Miene einer beleidigten Gottheit, das war schon werth, stundenlang auf sie gewartet zu haben.

„Was ist los, Dora?"

„Los?" Sie drehte sich achselzuckend von mir ab, ich jedoch war unverfroren genug, leise vor mich hinzupfeifen. Aber da kam ich schön an.

„Thu' mir den einzigen Gefallen und höre mit dem abscheulichen Pfeifen auf," rief sie heftig.

Darauf Schweigen—nur unterbrochen durch das regelmäßige Geräusch ihres aufschlagenden Fußes.

„Ich werde Flora nie mehr gut sein, nie!" stieß sie plötzlich hervor.

„Und vor drei Wochen schwort Ihr Euch ewige Freundschaft! Großer Gott, ist so die Liebe der Frauen bestellt? Was hat sie denn? Hat sie Dir einen Tänzer weggekapert?"

„Als ob mich das störte!" erwiderte Dora und warf den Kopf zurück.

„Was dann? Du mußt schon deutlicher sein, wenn ich mit Dir fühlen soll. Zum Rathen bin ich viel zu schläfrig."

„Ein Junge war dort," begann sie ernsthaft.

„Ein Junge?—Mein Gott—"

„Alex, wenn Du so unausstehlich bist, gehe ich in mein Zimmer. Natürlich meinte ich damit nicht ein Kind—obwohl er so aussah und sich einbildete, ein Mann zu sein. Da alle übrigen Gäste verheirathet waren, so führte er mich zu Tisch, er, ein kleines, fast weißhaariges Geschöpf mit einem Gesicht wie Milch und Blut. Dabei reichte er kaum bis zu meinem Ohre—"

„Deshalb braucht er nicht schlecht zu sein. Ich habe dieselbe Größe, Dora!"

„Er schien so einsam und schüchtern zu sein, er that mir leid. Ich dachte, er sei nicht gewohnt, in Gesellschaft zu gehen und bildete mir ein, ihn bemuttern zu sollen wie eine Schwester. Und so nahm ich ihn unter meine Fittiche—"

„Na, und—? Machte er Dir gar einen Antrag?"

„Antrag? Mir?—Dann hätte er etwas zu hören bekommen! Aber so erfuhr ich es erst, als es zu spät war. Der gräßliche kleine Kerl ging sehr frühe und kaum hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen, als Flora auf mich zugeschossen kam und mich fragte, wie er mir gefiele. Natürlich sagte ich, er sei so uninteressant wie alle Jungens. Da lachte Flora und klärte mich auf. Er sei ein Mann, wohl die beste Partie in der Gegend, sie hätten ihn um meinetwillen eingeladen, und er, den sie auch über mich befragt, hatte die Unverschämtheit, zu sagen, ich gefiele ihm sehr gut."

„Und was thatest Du darauf?"

„Ich weiß nicht mehr genau, jedenfalls habe ich viel geredet, weil Floras unausstehliches, spöttisches Lachen mich immer mehr reizte. Sie sagte, daß er viel älter sei als er aussehe, daß er ein ausgezeichneter junger Mann wäre, ein bedeutendes Einkommen und brillante Aussichten hätte."

Arme Schwester! Nun verstand ich ihre Wuth. Sie, die stolze, unnahbare Dora, welche die Herren nur aus der Ferne verehrten, hatte sich während eines ganzen Abends diesem Muster von Vorzüglichkeit an den Kopf geworfen. Und doch—etwas in der Beschreibung dieses Musters war mir vertraut.

„Wie hieß er denn?" fragte ich daher mit plötzlichem Interesse.

„Schwarz—ich glaube, Flora nannte ihn Markus. Kennst Du ihn?"

„Markus Schwarz! Markus, der mir im vergangenen Jahre in Norwegen das Leben rettete! Derselbe Markus, den Du so gerne sehen und kennen lernen wolltest. Ich wußte nicht, daß er hier war."

Dora starrte mich angstvoll an.

„Ich glaube es nicht," stieß sie hervor, „glaube es nicht, daß er Dein Leben rettete. Und wenn auch, mir ist er jetzt noch ebenso verhaßt wie vorher. Ich wollte, auch Du hättest ihn nie gesehen!"

„Nie gesehen! Markus Schwarz, den ich als guten Kameraden, als famosen Schützen und leidenschaftlichen Bergsteiger kannte und liebte! Er trug seine sechsundzwanzig Jahre unter einem fast lächerlich kindlichen Aussehen und verbarg hinter schüchtern zu Boden geschlagenen Augen eine Fülle herrlicher Eigenschaften."

Einige Wochen später begleitete ich Dora auf einen Ball. Da wir elternlos sind und die Schwester nur im Schutze einer alten Tante lebt, fällt mir die Rolle der Bemutterung zu, die ich getreulich erfülle. Dora ist eine begehrte Tänzerin, und so vergehen zwei Stunden, ehe wir wieder zusammentreffen und Gelegenheit haben, ein paar Worte zu sprechen. Wir ziehen uns in einen Winkel zurück und laben uns an Eis und Konfekt. Plötzlich läßt meine Schwester den Teller sinken und sagt, halb zu sich:

„Da ist er schon wieder!"

„Er! Wer denn?"

„Dieser Knabe—Dein Freund. Den ganzen Abend hat er mich verfolgt—"

Ich weiß nicht, ist es der Schaumwein, der mir in den Ohren braust oder hat Doras Stimme wirklich gezittert, als sie die wenigen Worte sprach; sehe ich nicht mehr klar oder wechselt ihre Gesichtsfarbe thatsächlich von tiefster Blässe zum schönsten Roth—?

Markus, den ich vorher schon begrüßt hatte, kam näher, schüchtern wie immer.

„Das ist unser Tanz, gnädiges Fräulein. Wir wollen ihn nicht durchsitzen," sagte er, umfaßt ohne Weiteres meine schöne Schwester mit einer Sicherheit und einer Bestimmtheit, die ihren Willen, bei mir zu bleiben, gar nicht zur Geltung kommen läßt, und mischt sich unter die Tanzenden.

Ich beschloß, der erstickenden Atmosphäre im Saale zu entgehen, holte mir aus der Garderobe meinen langen Mantel und meinen Schlapphut, den Dora so häßlich fand, und trat in den Garten hinaus. Es war eine klare, sternhelle Nacht, etwas kühl, aber angenehm nach der Hitze drinnen. Ich zündete mir eine Cigarrette an und suchte mir ein geschütztes Plätzchen. Die Klänge der Musik drangen bis zu mir. Ich lauschte ihr mit Behagen. Plötzlich schwieg sie und mir fiel es ein, daß ich für den nächsten Tanz engagirt war. Schade, ich wäre so gern noch draußen geblieben.

Langsam wendete ich mich dem Hause zu. Unweit desselben traf ich Markus, der mich sicher hier nicht erwartet hatte. Er lehnte gegen einen Baum mit einem Ausdruck völliger Verzweiflung in dem bartlosen Gesichte.

„Alter Freund, was ist geschehen?"

„Nichts—nichts—" antwortete er etwas verlegen. „Es war mir nicht recht wohl — fürchterliche Hitze im Saale—"

„Das stimmt," gab ich zu. „Willst Du eine Cigarrette?"

„Bitte!—Es ist hier aber doch sehr kalt," meinte er, immer noch mit seiner Verwirrung kämpfend.

„Nimm meine Kleider, ich bin zum nächsten Tanz engagirt."

„Brauchst Du sie wirklich nicht, dann bitte, gib—"

Ich gebe ihm Mantel und Hut, er hüllt sich hinein und während ich weitergehe, bleibt er unbewußt gerade vor einem hellerleuchteten Fenster stehen, um seine Cigarrette anzuzünden.

In diesem Augenblick fliegt etwas Weißes an mir vorüber mit einem frou—frou, das ich kennen sollte und sehe, mich umdrehend, Dora mit beiden Armen den Träger meines Mantels umfassen und ihr stolzes Köpfchen auf seine Schulter legen. Markus ist natürlich nicht weniger verblüfft als ich. Doch wußte er sich sehr geschickt aus der immerhin peinlichen Situation zu ziehen. Beruhigend klopfte er, ohne ein Wort zu sagen, Doras Rücken.

„O, Lex, Lex," schluchzt sie, „wir wollen nach Hause, ich kann hier nicht länger bleiben. Ach, was habe ich gethan!"—Sie schluchzt heftiger.—„Er—er hat mich—gefragt, ob ich—ich—seine Frau werden wollte, und ich—ich—sagte nein, ich möchte ihn nicht ein bischen leiden und—und—o, das ist ja nicht wahr, ich liebe ihn ja, liebe ihn so sehr—"

Nachdem sie Alles so hervorgesprudelt, umfaßte sie ihr Opfer fester und küßte es innig.

„Ach, Alex, ich bin das unglücklichste Geschöpf der Welt!"

„Mein Liebling," sagte Markus ruhig und zärtlich, „es mag sein, daß Du das unglücklichste Geschöpf der Welt bist—ich widerspreche einer Dame nie—aber damit hast Du mich zum glücklichsten Manne der Welt gemacht."

Dora fährt von ihm zurück mit einem Aufschrei, den er dadurch dämpft, daß er sie wieder an ihre vorige Stelle zurückzieht, von welcher sie—es muß gesagt sein—auch nicht die geringsten Anstrengungen macht, sich zu befreien.

Es folgen dann einige zärtlich thörichte Auseinandersetzungen, gedämpft durch inniges Aufeinanderdrücken ihrer Lippen.—Ich fühlte mich plötzlich höchst überflüssig und behalte mir meinen brüderlichen Segen für eine andere Gelegenheit vor.

„Alex," sagt mein zukünftiger Schwager eine Stunde später zu mir mit der ihm eigenen Bestimmtheit, „Du kannst meinen Mantel und meinen Hut haben, Deine Sachen gebe ich nicht mehr heraus."

„Rother Hund."

Eine Erinnerung von Christian Benkard.

Die Junisonne stand glühend über dem Golfe von Salonik; unbeweglich breitete sich der Wasserspiegel aus und über ihm zitterte die Luft, wie über geschmolzenem Blei. Die deutschen und französischen Kriegsschiffe auf der Rhede hatten schon am frühen Morgen ihre Sonnensegel ausgeholt, aus denen nur die Masten und Schornsteine hervorragten, aber wenn die schneeweißen Schutzdächer auch Schatten gewährten, auf dem Oberdeck herrschte immer noch eine wahre „Baumaffenhitze." Im Innern der Schiffe war es natürlich noch bedeutend heißer; zögerte die türkische Regierung noch lange mit der Genugthuung für den am 7. Mai 1876 vom Straßenpöbel Saloniks am deutschen und französischen Konsul verübten Mord, so kamen die zur Veranstaltung einer Flottendemonstration hierher entsandten Marinemannschaften gelegentlich vor lauter Hitze um.

Sie waren schon auf dem besten Wege dazu, das sah man denen, die auf dem Oberdeck des Flaggschiffs „Kaiser" zur Sonntagsmusterung angetreten standen, an ihrer ganzen Erscheinung an. Während sich der erste Offizier die einzelnen Divisionen zur Stelle melden ließ, empfand er sichtlich wenig Freude beim Anblick der langen Doppelreihen weißgekleideter „Rothgesichter," denen der über Hals und Brust zu Thal rieselnde Schweiß schier aus den Schuhen quoll. Diese schlappe Haltung, diese verschwiemelten zuckenden Augen! Und das nannte sich Admiralsschiffbesatzung!

Der erste Offizier schmetterte ein gewaltiges „Stillgestanden!" längsdeck, um dem Kommandanten—der Admiral war an Land gefahren—Alle Mann zur Stelle zu melden. Dieser dankte mit der Hand am Dreimaster, während jedoch sein Blick die Front entlang schweifte, rief er plötzlich im hohen Diskant:

„Aber, Herr Kapitän, die Leute stehen ja gar nicht still! Sehen Sie doch nur einmal dieses Gezappel, dieses Kratzen und Jucken an—was um Alles in der Welt soll denn das bedeuten?"

Finster die Augen rollend, erhob der Gefragte die Hand bis zum Hute, und „Rother Hund!" entfuhr es ihm grimmig.

Hätte ein rothblonder, nicht eben bleich aussehender Oberst der Landarmee von einem Major diese Antwort erhalten, Gott weiß, welche Szene sich daraufhin vor versammeltem Kriegsvolk abgespielt haben würde. In diesem Falle entgegnete der Kommandant gelassen:

„Rother Hund also; dachte dieser Tage schon daran, daß der sich wohl bald einstellen würde. Wollen doch gleich mit dem Oberstabsarzt reden, ob da sich nichts dagegen thun läßt. Bitte, lassen Sie die Leute wegtreten."

Der Oberstabsarzt winkte auf's Gerathewohl den Signalgast herbei und hieß ihn den Aermel zurückschieben; auf dem Arm des Mannes zeigte sich ein ziemlich schlimm aussehender Hitzausschlag, terminus nauticus, „rother Hund." Waren viel Leute an Bord mit dieser Plage behaftet, dann durfte man sich freilich nicht wundern, daß es um die Ausführung des Befehles „Stillgestanden!" ein schwierig Ding war.

„Seebäder" wurden verordnet. Diese waren leicht zu haben, denn das Schiff schwamm ja im schönsten tiefblauen Seewasser. Hätte nur auch das Schiffsvolk darin schwimmen können. Leider verstand höchstens der vierte Theil der Mannschaft diese Kunst. (Viele Seeleute wollen nicht schwimmen lernen, da nach ihrer Ansicht bei einem Schiffbruch das Schwimmenkönnen meist nur eine Verlängerung der Todesqual bedeutet. Seit der „Großer Kurfürst"-Katastrophe ist übrigens der Schwimmunterricht bei der deutschen Marine obligatorisch.) Und die Haie! Wo in Massen gebadet wird und besonders im Mittelmeer ist die Haigefahr zwar nicht groß, immerhin müßte man mit ihr rechnen.

Der erste Offizier berathschlagte mit dem Oberbootsmann und gegen Abend wurde zwischen der Backspiere, dem Krahnbalken und der Schiffswand außerbords ein Bersegel ausgeholt, das, im Wasser hängend, die Badenden sowohl vor dem Versinken, wie vor etwaigen Haiangriffen schützen sollte. Das that es denn auch, außerdem offenbarte es indessen auch noch die fatale Neigung, sich bei zunehmender Belastung beutelförmig zu gestalten, denn die Mitte des Segels wich dem Gewichte der Badenden nach unten aus und diese zappelten und glitschten in der so entstandenen Vertiefung durcheinander, wie Fische in einem übervollen Netz. Der auf der vorderen Kommandobrücke stehende Kommandant lächelte sehr befriedigt, während er auf das Gewühl hinuntersah, zumal der Oberstabsarzt meinte: „So werden wir dem rothen Hund schon beikommen!"

Da bricht die Backspiertopnant, und das Segel, das damit seine Stütze verliert, sinkt unter den Badenden weg. (Thatsache.) Wer's mit ansieht, dem versetzt es den Athem, denn aus dem lustigen Durcheinander da unten ist plötzlich ein mehr unter, als über Wasser treibender Knäuel krampfhaft um's Leben ringender Menschen geworden, deren Hilferufe jeden Befehl zu ihrer Rettung übertönen. Daß ein übereifriger Steuermannsmaat von der fünfunddreißig Fuß hohen Kommandobrücke aus dazwischenspringt, vermehrt nur die Verwirrung. Nach zwei Minuten sind dann die Boote zur Stelle, es ist aber auch die höchste Zeit.

Eine sofortige Musterung ergab, daß kein Mann fehlte, mit dem „Segelbaden" war es aber trotzdem vorbei, und die Mannschaft mußte fortan auf Deck baden. Diese Prozedur hatte den Vorzug größtmöglicher Ungefährlichkeit, ein angenehmes Gefühl war es indessen nicht, wenn die hübsch buntgesprenkelten Körper mit den dreizölligen Strahlen der großen Pumpen bearbeitet wurden, dies bewiesen deutlich die zahlreichen „wegen Drückens vom Baden" verhängten Strafen. Die schwarze Liste erreichte bald einen nie gekannten Umfang und der „rothe Hund" behauptete siegreich das Feld.

Nun wurde es mit dem Baden am Strande versucht. Die Hälfte der deutschen Geschwaderschiffe dampfte in südwestlicher Richtung ab, um zwischen dem malerisch gelegenen Städtchen Katerina und dem Olymp vor der Mündung eines kleinen Flusses Badequartiere zu beziehen. Wunderschön war es dort am Fuße des lorbeerüberwucherten und sagenumwobenen Götterberges; man hatte es ganz leicht, den herrlichen Dulder Odysseus zu kopiren, indem man sich von der aufrollenden See an den Strand werfen ließ und, eine schmale Landzunge überschreitend, sich in dem Schilf der Flußmündung das Salz der Meerfluth mit Süßwasser vom Körper wusch. Wäre dabei nur nicht so sehr der Schlamm aufgerührt worden, aber ohne das ging's niemals ab, und an die Stelle der kaum abgewaschenen Salzschicht trat alsbald eine Schmutzschicht. Der Schlamm biß aber den „rothen Hund" ebenso wie das Seesalz, der „rothe Hund" biß seinerseits die ohnehin schon mehr oder weniger bissigen Menschen, es war eine end- und trostlose Beißerei. Ob Steuermann, ob Ruderknecht, ein Jeder litt sein Theil, Offiziere, Matrosen und Heizer, männiglich kratzte sich und schwor, demnächst thatsächlich aus der Haut zu fahren, zumal das blutrünstige Fell es nicht mehr werth sei, daß man es noch länger mit sich herumschleppte.

Endlich ging dem guten Göttervater bei dem heillosen Fluchen und Schimpfen so nahe unter ihm doch wohl die Geduld aus, und sich und seinen Thron in einen blauschwarzen Wolkenmantel hüllend, schmetterte er alle verfügbaren Donnerkeile gegen die schwarzgeschnäbelten Schiffe der so beharrlich sich kratzenden Fremdlinge. Diese fingen die Geschosse mit ihren Blitzableitern auf, den auf sie herabströmenden Gewitterregen aber mit offenen Armen, und sie tanzten dabei und priesen das köstliche Naß, das wie Balsam in ihre brennenden Wunden träufelte. Das fast täglich sich wiederholende Wetter hatte eine nachhaltige, wahrhaft wunderwirkende Abkühlung zur Folge, des Gefluches und Gekratzes wurde von Stunde zu Stunde weniger, bis die böse Rothe-Hund-Epidemie als erloschen bezeichnet werden konnte. Als sie später von Neuem auszubrechen drohte, waren die politischen Streitpunkte erledigt und die Schiffe kehrten nach der kühleren Heimath zurück.

Eine einträgliche Spekulation. Am 1. Dezember 1789 wurden in Paris die Trümmer der zerstörten Bastille, wie Bausteine, Blei, Eisenklammern und Ketten, öffentlich versteigert. Die Gebote auf diesen Schutthaufen waren ungeheure. Endlich wurde der Maurermeister Palloy als Meistbietender der glückliche Besitzer des großen Trümmerhaufens, und es zeigte sich, daß er, trotz der hohen Zahlung dafür, kein schlechtes Geschäft gemacht hatte. Der Ersteher errichtete sofort eine Werkstatt, in der er aus den Steinen zierliche Modelle der zerstörten Bastille in großer Anzahl fertigen ließ, welche in allen Departements Frankreich reißenden Absatz fanden. Als der Schlaukopf seinen ganzen Vorrath an Trümmersteinen aufgebraucht hatte und trotzdem immer neue Bestellungen einliefen, wurden auch die kleinen Abfälle verarbeitet. Aus den Steinbrocken wurden Mosaikschachteln, Bonbonnieren, Zuckerdosen, Tintenbehälter, Streusandbüchsen und so weiter hergestellt, und aus den Eisenklammern und Ketten ließ er patriotische Medaillen und Ringe fertigen. Seine Einnahmen aus diesem Geschäft beliefen sich auf eine halbe Million Mark.

Ein Bureaukratenstückchen. — Vor einigen Jahren waren beim Zusammenstoß zweier Bahnzüge im südlichen Spanien zahlreiche Personen verunglückt. Man telegraphirte sofort nach der nächsten Station um ärztliche Hilfe. Derjenige Arzt, der die Nachricht erhalten, begab sich unverzüglich zum Bahnhof, um den eben abgehenden Güterzug zu benutzen und dadurch ohne Verzögerung an die Unglücksstätte zu gelangen. Der Stationschef bedeutete ihm jedoch, daß er, da Güterzüge keine Passagiere beförderten, nur als „Begleitung zu einer lebendigen Waare" mitfahren könne. Trotz der eindringlichsten Vorstellungen des Arztes blieb der Beamte bei seinem Ausspruch. Der Arzt wußte sich nicht anders zu helfen, als in größter Eile einen Hahn im nächsten Hause zu erhaschen, ihn dem Besitzer abzukaufen und mit dem Thier im Arm wieder vor dem Stationschef zu erscheinen. Nunmehr war der Beamte befriedigt, und der Arzt durfte mit seinem Hahn den Güterzug besteigen.

Die Antrittsaudienz.

Graf v. Merle (gest. 1826) war zum französischen Gesandten in Lissabon ernannt worden. Da man jedoch sehr gut wußte, daß seine Geistesgaben für einen derartigen Posten nicht ausreichend waren, gab man ihm als Gesandtschaftssekretär einen gescheiten Mann Namens Nardy an die Seite. Es dauerte auch nicht lange, so brauchte der Graf die Hilfe seines Untergebenen, da er, wie jeder neue Gesandte, bald nach seiner Ankunft an den König eine Ansprache zu halten hatte. Diese zu entwerfen ging über seine Kräfte.

„Nardy," sagte er zu seinem Sekretär, „Sie werden die Güte haben, mir eine kurze Ansprache an den König abzufassen; wenn sie sich meinen Beifall erwirbt, werde ich mich derselben bedienen." In wenigen Minuten war der Sekretär mit der Rede fertig. Graf Merle nahm sie zu sich und benutzte nun die lange Zeit während der Reise von Paris nach Lissabon dazu, um die Rede seinem Gedächtniß einzuprägen. Aber je näher er seinem Ziele kam, desto weniger blieb in seinem Kopfe haften, und als er in der Hauptstadt ankam, hatte er Alles wieder vergessen. Da kam ihm ein rettender Gedanke. Er schrieb die Ansprache mit großen Buchstaben auf ein Stück Papier und legte dieses in seinen Hut, mit der Absicht, das Schriftstück bei der Audienz abzulesen. Leider hatte er jedoch nicht an die in Portugal peinlich beobachtete Etikette gedacht.

Den Hut krampfhaft in beiden Händen haltend, erschien er vor dem König. „Majestät—" begann er.

Der Etikette entsprechend sagte der König sogleich: „Bedecken Sie sich, Herr Gesandter!"

Dem Gesandten traten die Schweißtropfen auf die Stirn. Er bedeckte sich nicht, sondern fuhr in verzweifelten Tone fort: „Majestät—"

„Aber bedecken Sie sich doch, Herr Gesandter!" wiederholte der König etwas ungeduldig.

Der Graf machte eine tiefe Verbeugung und stammelte zum dritten Mal: „Ma—je—stät—"

„Ehe Sie fortfahren, Herr Gesandter, befehle ich Ihnen, den Hut aufzusetzen!" rief nun der König unwillig.

Graf v. Merle setzte seinen Hut auf und hielt keine Anrede, sondern entfernte sich zum Erstaunen des Königs, in Schweiß gebadet, unter tiefen Bücklingen.

Renan und das Huhn. In Treguier, dem Geburtsorte von Ernest Renan, hat sich die Gemeinde endlich entschlossen, das Haus, in dem der große „Renegat" das Licht der Welt erblickt hatte, mit einer Erinnerungstafel zu schmücken. Dieses spät, aber doch eingetroffene Ereigniß gibt einem einstigen Freunde Renans willkommene Gelegenheit, Reminiszenzen an den Aufenthalt des Gelehrten in seiner Vaterstadt auszugraben. Unter Anderem gibt er folgende köstliche Anekdote zum Besten: Der berühmte Verfasser des „Leben Jesu" kam öfter nach Treguier, wo er Eigenthümer desselben Hauses, in dem er geboren wurde und das nun die Erinnerungstafel erhalten hat, war. Kein Wunder, daß er jedesmal von seinen Miethern mit Einladungen zu „Diners" bestürmt wurde. Einmal—es war in den letzten Jahren seines Lebens—konnte er doch nicht umhin, der Einladung der Frau Bäckerin, die im Erdgeschoß wohnte, Folge zu leisten. Natürlich war die Bäckersfamilie ob des ehrenvollen Besuches ganz außer Rand und Band. Ueberfließend von Aufregung und Wonne, trug die ehrsame Frau Bäckermeister nach der Suppe das Geflügel auf. „Da sehen Sie, Herr Renan," platzte sie mit naiver Begeisterung heraus, „wie sehr wir Sie lieben. Dieses Huhn haben wir nun über sechs Jahre gehalten und nur Ihre Anwesenheit konnte uns bewegen, es zu schlachten."—„Oh, Frau Bäckermeister," erwiderte Renan, der ein feines Lächeln nicht unterdrücken konnte, „das Schicksal dieses armen Geschöpfes rührt mich so sehr, daß ich kaum den Muth finde, von seinem Fleische zu kosten." Aber aus Rücksicht auf die heiligsten Gefühle seiner Gastgeberin versuchte er dennoch seine Zähne daran.

Eine gefährliche Produktion. Der berühmte Seiltänzer Blondin pflegte bei seiner Produktion einen Mann über das Seil zu tragen. In früheren Jahren konnte sich Jemand aus dem Publikum dazu melden und bei einer Vorstellung erbot sich ein Mann, ihn auf dieser gefährlichen Reise zu begleiten. Blondin nahm das Anerbieten an und bestieg mit seiner lebenden Bürde das Seil. Als sie die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, begann der Fremde laut zu lachen. „Was belustigt Sie denn so?" fragte der Seiltänzer erstaunt. „Oh, mir ist eben etwas Kurioses in den Sinn gekommen. Ich dachte mir, was für ein verdutztes Gesicht Sie machen würden, wenn wir Beide in der nächsten Minute hinunterstürzen."—„Aber wir stürzen ja nicht," versetzte Blondin zuversichtlich. „Doch! ich habe mir vorgenommen, mich auf diese Weise zu tödten," entgegnete der Fremde und begann plötzlich so heftig zu zappeln und um sich zu schlagen, daß Blondin fast das Gleichgewicht verlor. Er faßte sich jedoch schnell, nahm seine Balancirstange und schlug den augenscheinlich Wahnsinnigen so heftig auf die Hände, daß dieser sich nicht bewegen konnte. Dann setzte er—allerdings in höchster Erregung — seine Produktion fort, kam glücklich auf der anderen Seite an, lud seine lebende Bürde ab und versetzte dem Selbstmordkandidaten zwei so heftige Ohrfeigen, daß derselbe ohnmächtig zu Boden stürzte. Seit dieser entsetzlichen Reise hat Blondin nur noch einen einzigen Menschen über das Seil getragen, und das war sein Sohn, auf den er sich fest und sicher verlassen konnte.

Kindermund. Als unsere kleine Bertha das wichtige Ereigniß erfuhr, daß ihre Milchzähnlein nun bald ausfallen würden, jubelte sie ganz profitlich: „Gell, dann krieg' ich nu' aber die—Kaffeezähn'!"

Boshaft. Ein eingebildeter junger Maler hörte gern von seinen als ziemlich mangelhaft bekannten Gemälden sprechen, ja er lobte sie zuweilen auch selbst. Eines Tages kam auf die letzte Gemäldeausstellung die Rede, und der junge Maler fragte einen Herrn aus der Gesellschaft: „Haben Sie da nicht mein Gemälde ‚Der Tod einer Mutter' gesehen?"—„Jawohl; es hat mich zu Thränen gerührt," lautete die Erwiderung. Geschmeichelt fuhr der erfreute Maler fort: „Nicht möglich! Und warum, wenn ich fragen darf?"—„Weil es mir auf den Fuß fiel," antwortete jener.

Ein vereiteltes Duell. Als der bekannte Possendichter Nestroy (gest. 1862) Direktor des Wiener Karltheaters war, geriethen zwei seiner Schauspieler in Streit und beschlossen, sich zu duelliren. Nestroy erbot sich sofort, bei dem Kampfe als Unparteiischer zu fungiren. Die beiden Gegner, welche gleichzeitig schießen sollten, standen einander gegenüber. Nestroy zählte eins—zwei—drei, aber unter so komischen Geberden und Grimassen, daß alle Anwesenden, auch die Duellanten, laut lachen mußten und die Schüsse Beider in die Luft gingen. Die allgemeine Stimmung war dadurch so heiter geworden, daß eine Versöhnung der Gegner leicht zu Stande gebracht wurde.

Ein dankbarer Bandit. Die Herzogin von Larochefoucauld äußerte einst an der Tafel des Königs: Cartouche (berüchtigter Räuber zu Anfang des 18. Jahrhunderts) sei ein ausgezeichneter Mensch, der es verdiene, General zu sein und eine Armee zu kommandiren. Als sie Abends nach Hause kam, fand sie folgende Zeilen in ihrem Zimmer: „Madame! Ich habe vernommen, wie vortheilhaft Sie im Beisein Seiner Majestät von mir gesprochen haben. Da Dankbarkeit mir die heiligste Pflicht ist, so erhalten Sie hier beiliegend eine Sicherheitskarte, bei deren Vorzeigung Ihnen Niemand ein Haar krümmen oder das Mindeste entwenden wird, wenn Sie in die Hände meiner Untergebenen gerathen sollten. In Ihrem Keller werden Sie außerdem zweihundertundfünfzig Flaschen Champagner finden, wie Sie ihn besser in ganz Frankreich nicht bekommen können. Verschmähen Sie dieses Zeichen meiner höchsten Verehrung nicht. Cartouche."—Die Herzogin ließ im Keller nachsehen, und der Wein war wirklich in der angegebenen Anzahl vorhanden.

Die theuersten Cigarren. Die ausgezeichnete Tänzerin Fanny Elßler (1810 bis 1884) feierte überall, wo sie auftrat, glänzende Triumphe. In Amerika, wo sie 1841 Gastrollen gab, erregte sie eine Begeisterung, wie vorher noch nie eine Künstlerin. Zu ihren glühendsten Verehrern zählte ein reicher Plantagenbesitzer aus Havanna. Er sandte Fanny, nachdem er sie tanzen gesehen hatte, eine Cigarrenkiste mit folgenden Worten: „Herrliche Europäerin! Empfangen Sie hiermit von einem aus den Millionen Ihrer Anbeter tausend Stück Havannacigarren als Morgengabe. Entschuldigen Sie, daß der arme Cigarrenfabrikant keine glänzendere Huldigung darbieten konnte, und gestatten Sie, Holdeste, daß ich verbleibe mit tiefer Verehrung Don Jose Alfaracho." Die Künstlerin machte ein ziemlich enttäuschtes Gesicht über die wenig geeignete Gabe, aber neugierig, wie alle Evastöchter, brach sie doch die Kiste auf. Vor ihren musternden Blicken lagen die schmucken, schlanken Cigarren. „Nicht einmal eine Spitze hat er mitgeschickt," schmollte Fanny, und zerstreut nahm sie eine der Cigarren aus der Reihe. Aber die Cigarre war ungewöhnlich schwer. Fanny wickelte das Deckblatt ab und—o Wunder!—reines, glänzendes Gold lachte ihr entgegen. Die tausend Stück Cigarren waren das feinste geschlagene, in Deckblätter von Tabak gewickelte Gold. Der „arme" havannesische Cigarrenfabrikant hatte der „göttlichen" Tänzerin ein Geschenk von fünfzigtausend Dollars gemacht.

Gedankensplitter.

Es gibt Leute, die nichts mit Ernst treiben—ausgenommen das Spiel.

In der Schule des Lebens sind die am schlechtesten daran, die am meisten lernen.

Die Mütter sind groß im Verzeihen—aber auch im Verziehen.

Gute Ideen und Bierkleeblätter muß man finden, nicht suchen.

Freibillette sind Zwangsbillette.

Dichterlinge verbrauchen Papier, Dichter Gedanken.

So Mancher hält sich für einen Menschenkenner, weil er Niemand' traut.

Gradaus aus dem Mund gekommen,
Wird am eh'sten krumm genommen.